

SACHBUCH

Wohnen zum Glück

Zwischen Genossenschaftsbau, Kommunen und alternativen Dorfgemeinschaften: Lars Reichardt erzählt von seinem eigenen Wohnen und recherchiert Alternativen.

VON ANGELIKA OVERATH

Man könne, so Heinrich Zille, einen Menschen mit einer Wohnung ebenso erschlagen wie mit einer Axt. Die Bemerkung des deutschen Grafikers und Künstlers zielte auf die Berliner Mietskasernen des Deutschen Kaiserreichs, in deren Hinterhofblocks zu seiner Zeit vielköpfige Arbeiter:innenfamilien in feuchten Wohnungen hausen mussten, Gemeinschaftstoilette im Zwischenstock. Aber auch für Menschen, die man heute nicht als Proletarier:innen bezeichnen würde, ist die Frage nach ihrem Wohnen existenziell. Nicht nur Schwindsucht, auch Einsamkeit kann töten. Wollen wir allein oder mit anderen leben? Und welche Möglichkeiten gibt es zwischen dem diskreten Charme der klassischen Kleinfamilie und einer aus der Wohnungsnot heraus geborenen WG?

Das Konstrukt «Zweck-WG»

In «Ein Zimmer für immer. Meine Suche nach einem Ort zum Bleiben» erzählt der Reporter der «Süddeutschen Zeitung» und Schriftsteller Lars Reichardt aus seiner Wohnsituation heraus. Ihm gehört ein Haus, er ist der «Boss», der mit dem «Bauchgefühl» Mitbewohner:innen als Untermieter:innen akzeptiert. Er nimmt sie aus finanziellen Gründen auf, aber auch, weil ein Haus gute Bewohner:innen braucht, die nach ihm schauen und vielleicht öfter da sind als er selbst. Reichardt nennt das Konstrukt «Zweck-WG», und doch fragt er sich, ob seine Mitbewohner:innen ihn mögen. Er je-

denfalls mag sie, meistens. Da ist zum Beispiel der schwule Nils, der moniert, man könne den Duschkopf nicht abschrauben. Das würde sein Sexualleben ruinieren. Er sei «bottom», passiv. Oder Birgit, die über Schleimpilze forscht und dauernd die Fenster aufreisst, aus Angst vor Covid und Keimen. Oft ist vom «kleinsten gemeinsamen Nenner» die Rede, und der ist in einer sozialen Mengenlehre immer grösser, als wenn einer allein wohnt. Lars Reichardt erzählt von Wohnprojekten zwischen Genossenschaftsbau, Kommunen, alternativen Dorfgemeinschaften, Leben im Dreigenerationenhaus oder einer Jesuitengemeinschaft.

Beim Wohnen spielt Geld eine Rolle. Doch flimmert oft ein Schattenspiel zwischen Finanzierung, Liebe, Freundschaft. Da gibt es das Paar, das aus der gemeinsamen Wohnung eine Not-WG macht, weil eine Scheidung, Umzüge und doppelte Miete nicht zu leisten sind. Oder hoffen sie doch noch ein wenig auf sich? Dem ewigen Streit in Wohngemeinschaften, wer putzt und wann, wäre leicht durch eine «Putzfrau» oder einen «Puma» (Putzmann) zu begegnen – für den aber kein Geld in der Haushaltskasse ist. Oder reicht der Streit ums Putzen tiefer? Fehlen in dieser Gemeinschaft die liebevollen, die grosszügigen Gesten?

Mit zunehmendem Alter radikalisiert sich die Frage, wie man wohnen möchte. So erinnert sich Lars Reichardt an den jungen, zimmeroleranten Mann, der er einmal war, mit dem einschlägigen und einzigen Ficus benjamina seines Lebens in einer Spass-WG: «Wir

hatten damals mit zwanzig einfach Wichtiges zu tun als zu wohnen.» Heisst Erwachsenen werden, nach dem «Zimmer zum Bleiben» zu fragen? Und wäre dann ein Mann wie einer von Lars Reichardts Freunden, der mit seinem Wohnwagen durch die Welt zieht, ein ewig jugendlicher?

Unabhängig von den finanziellen Möglichkeiten bleibt die Frage, wie viel Nähe wir mit anderen möchten, welchen Rückzugsraum wir brauchen. Wohnraum ist Intimität. Und Erotik? Es gibt, so der Autor, Frauen, die mit keinem Mann zusammenwohnen können, weil das ihre Verdauung durcheinanderbrächte. Ist eine Wochenendbeziehung aufregender, weil sie den Alltagsmief von Schmutzwäsche vermeidet? Aber was, wenn man gerne die alten Unterhemden seines Mannes zusammenlegt, weil sie so viel von gemeinsamer Geschichte, die gut war, die schlecht war, in sich tragen?

Hühnersuppe zum Frühstück

Das Buch ist sommerleicht zu lesen und informativ. Wer weiss noch von «Piaggia» in Umbrien, gegründet 1982, eine der ältesten bekannten Kommunen Europas? Oder von «Tempehof», dem schwäbischen Dorf, das unter dem Motto «Rituale statt Ritalin» Jugendliche integriert, die es in der Marktwirtschaft etwas schwerer haben?

Immer wieder greift der Autor in grosszügiger Offenheit auf eigene Erfahrungen zu-

rück: Seine Mutter war Barbara Valentin; er hat über das «Busenwunder», die «Schwulmutter», die Schauspielerin, die mit Fassbinder zur Charakterdarstellerin wurde und in der Folge ihres Drogenkonsums mit 61 Jahren starb, ein ergreifendes Buch geschrieben. In ihrem offenen Haus lebte das Schulkind Lars seine erste WG zusammen mit einem schwulen Paar, das ihm zur Familie wurde. Und das Hühnersuppe kochte, wenn die Wohnung morgens nach Zigaretten und Cognac stank und die letzten Gäste immer noch da waren.

Einer der schönsten Sätze des Buchs spricht von einer Frau: «Wenn sie redet, fühle ich mich zu Hause.» Und am Ende heisst es: «Mein Zuhause ist da, wo ich lese und schreibe.» Also braucht es schon das Zimmer. Aber, und das zieht sich als roter Faden durch das empathiebereite Buch: Es braucht die andern. Die Gemeinsamkeit mit denen, die anders sind und anders sein dürfen. Die das Haus öffnen und verhindern, dass es zum Versteck wird, zum Kerker. Auch wenn diese andern natürlich nerven. Auch wenn man mit ihnen ja wirklich nicht immer befreundet sein muss.



Lars Reichardt: «Ein Zimmer für immer. Meine Suche nach einem Ort zum Bleiben». Sachbuch. Kein & Aber Verlag. Zürich 2023. 223 Seiten. 32 Franken.

GRAPHIC NOVEL

Lebensalltag als Kunstwerk

Erinnerungen an die Grossmutter und ein scharfer Blick auf prekäre Haushaltsarbeit damals und heute: «Berta» erzählt einiges darüber, was in der Schweiz als normal galt.

VON ALICE GALIZIA

Die längsten Apfelhautschlangen hat sie gemacht und gebratenes Huhn verabscheut – Berta. Ein ganz normales Leben geführt, ein unscheinbares Leben; ein Leben voller Gewalt auch. Nun macht ein Buch sie zur Protagonistin: «Berta» erzählt von dieser Frau, 1884 in eine arme Schweizer Bauernfamilie geboren. Die Mutter stirbt bei der Geburt des fünften Kindes, der Vater bleibt mit den Kindern zurück, ist traurig und müde. Die Behörden nehmen ihm die Kinder weg und versetzen sie in verschiedene Familien, wo sie wohnen und leben, aber vor allem arbeiten. Berta kommt zu einer Tante, bei der sie sich ihren Aufenthalt verdienen muss: Sie steht vor den anderen Kindern auf und geht nach ihnen ins Bett, um in der Küche und im Haushalt zu helfen. In der Oberstufe wird sie in eine andere Familie umplatziert, auch dort arbeitet sie und darf manchmal nicht zur Schule, wenn es viel zu tun gibt. Nach der Schule lernt Berta keinen Beruf, sondern arbeitet weiter als Dienstmädchen, als Glätterin, in verschiedenen Haushalten, bis zur Pension.

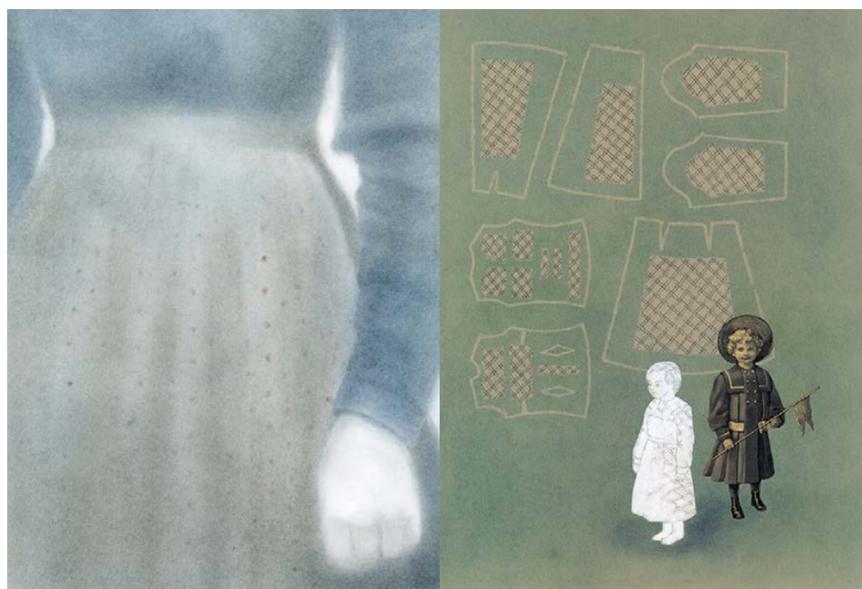
Berta ist die Grossmutter der Künstlerin Béatrice Gysin. Sie zeichnet Momente aus Bertas Leben, auch viele Objekte, die in diesem Lebensalltag wichtig waren, und collagiert sie mit Fotografien. Diesen ganzseitigen Bildern sind Texte gegenübergestellt: Bettina Wohlfender hat Bertas Erzählungen und Gysins Erinnerungen in eine einfache, behutsame Form

gebracht. So ergeben diese Schlaglichter und Bruchstücke trotz vieler Auslassungen eine ganze Lebensgeschichte. Wie singulär dieses Leben war und gleichzeitig kein seltenes Schicksal in der Schweiz, machen die dazwischengeschobenen Doppelseiten der Historikerin Mirjam Janett deutlich.

Nicht im Verborgenen

In den letzten Jahren sind vermehrt Zeitdokumente von ehemaligen Verdingkindern und auch fiktionale Geschichten über deren Schicksal erschienen; nach und nach entsteht ein Forschungszweig. Erst 2013 hat sich die damalige Bundesrätin Simonetta Sommaruga im Namen des Bundesrats offiziell bei den Opfern von fürsorglichen Zwangsmassnahmen entschuldigt – viel mehr ist auf politischer Ebene bisher nicht passiert. Oft werde in diesem Zusammenhang die Praxis des Fremdplatzierens als «dunkles Kapitel» der Schweiz bezeichnet, schreibt Janett in ihrem letzten, resümierenden Beitrag im Buch: Der Begriff erwecke den Eindruck, man habe nichts davon gewusst, meint sie. Doch Fremdplatzierungen hätten eben nicht heimlich, sondern akzeptiert und in der Mitte der Gesellschaft stattgefunden.

Was Berta passiert, erzählt viel über die Schweiz, darüber, was in diesem Land als normal galt. Kindswegnahmen, Kinderarbeit, die



Momente aus Bertas Leben verweben sich zur singulären Geschichte. ZEICHNUNGEN: BÉATRICE GYSIN

nicht regulierte Arbeit als «Dienstmädchen» im Haus «hoher Herrschaften» waren für ärmere Schichten gang und gäbe; die Ausbürgerungen von Schweizerinnen, wenn sie einen Ausländer heirateten, für die betroffenen Frauen misogynen Realität. Berta verliert ihren Schweizer Pass, als sie den Deutschen Max heiratet, und bekommt automatisch dessen Staatsangehörigkeit. Als der Erste Weltkrieg ausbricht, muss Max an die Front – Berta, nun allein in der Schweiz, erhält als Deutsche keine staatliche Unterstützung.

Die Arbeit verschiebt sich

Janett nimmt in ihren kurzen Beiträgen eine klare, kritische Haltung ein. Das ist dort besonders stark, wo sie den Bogen in die Gegenwart schlägt: Als normal gilt heute anderes – nicht, dass es deswegen in Ordnung wäre. Denn die Arbeit, die Berta schon als Kind und Jugendliche, später auch als Erwachsene verrichtete, ist im Verlauf der Jahrzehnte prekär geblieben. Im 20. Jahrhundert, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde diese Haushaltsarbeit – das Putzen, Waschen und Kochen, das Kinderbetreuen – von einer schlecht entlohnten zu einer unbezahlten, schreibt Janett: Die Hausfrau war geboren.

Auch heute werden diese Arbeiten nach wie vor häufig unter prekären Bedingungen erledigt, nun in vielen Fällen von Migrantin-

nen. «Frauenberufe» mit geringem gesellschaftlichem Ansehen sind sie trotz sich verändernder Umstände immer geblieben.

Béatrice Gysin und Bettina Wohlfender richten den Blick auf die oft brutalen Erlebnisse, aber auch auf vermeintliche Kleinigkeiten, helle Erinnerungen, von denen die Grossmutter der Enkelin erzählt hat: vom ersten Gugelhopf, den sie essen durfte, oder einem schönen Kleid. Es ist offensichtlich, wie gross der Respekt der Enkelin vor Berta ist. Gekonnt wird die Geschichte der Grossmutter mit Gysins eigenen Erinnerungen an sie vermischt. Wie schön ihre langen Haare waren, dass sie schwarze Schokolade liebte, der Enkelin dicke Strumpfhosen strickte und wie sie immer beim «Eile mit Weile» ausgerufen habe: «Jetzt herkulari!» Dieser vom Kindheitserleben gefärbte bewundernde Blick lässt zum Glück keine Verklärung zu. Vielmehr verleiht er Bertas Geschichte eine weitere Facette: dass diese Frau trotz allem ein stolzes, in Teilen gar eigenständiges Leben führte.



Béatrice Gysin, Mirjam Janett und Bettina Wohlfender: «Berta». Edition Clandestin. Biel 2023. 96 Seiten. 45 Franken.